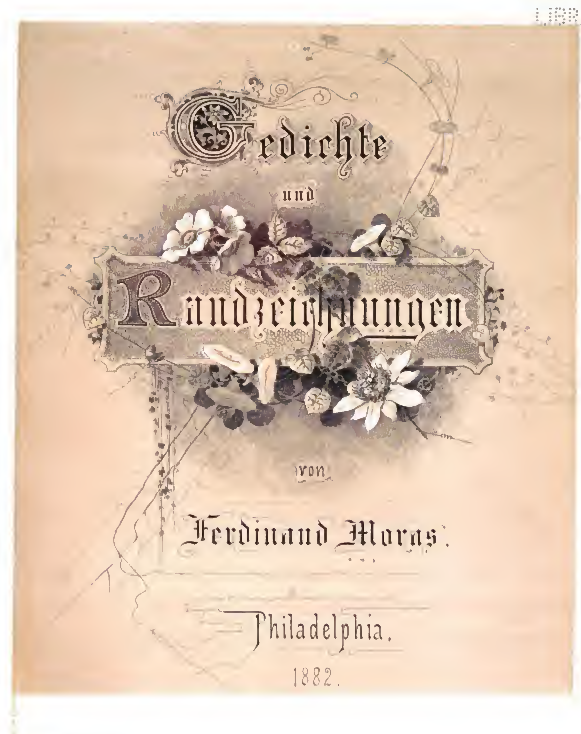


1882.

Dem H. Dr. A. H. Labberton
mit freundschaftlichem Gruß, zur
Erinnerung an die
„Gebirgsvölker"
der Verfasser.


Gedichte
und
Randzeichnungen
von
Ferdinand Moras.
Philadelphia.
1882.


So wie im Leben selbst
der Ernst sich mischt mit Scherz,
Enstanden, theils in Frohsinn,
so wie auch in Schmerz,
Die kleinen Blüthen hier
vergangener Musestunden.
Es hat zum Strauss sie der
Autor gebunden
Und widmet ihn der Einen,
die daheim er fand,
Die durch des Lebens Mai,
bis spät im Herbste, stand
Zur Seite ihm, und als Gefährtin,
gut und treu,
Mit ihm getragen hat des Lebens
Mancherlei.



Zwei Sänger.

Zwei Sänger wohnen im heimischen Land,
Sie füllen die Herzen mit Wonne,
Der Eine sucht liebend die schweigende Nacht,
Der Andre strebt jubelnd zur Sonne.

Es kündigt an, im Osten fern,
Das Morgenroth des Tages Stern.
Vor seines Strahlenhauptes Pracht
Entfliehet scheu die stille Nacht.
Wenn, von dem warmen Licht belebt,
Sich ringsum die Natur erhebt,
Und wie durch Thränen lächelnd, leuchten
Der Blumen Augen, aus dem feuchten,
Dem perlenreichen Morgenthau;
Wenn von der blüthenduft'gen Au,
Aus Waldesdunkel, grünen Fluren,
Sich Myriaden Kreaturen
Zur Dankeshymne, fern und nah,
Vereinen, im Halleluja.
Dann singt, indem sie aufwärts zieht,
Die LERCHE froh ihr Morgenlied.

Und hoch im Aether, rein und hell,
Aus ihres Kehlchens reinem Quell,
Ertönet laut und weit der Klang,
Der Sängerin Gebet, Gesang.
Und immer höher, höher schwingt
Sie hochbegeistert sich und singt
Ihr helles Jubellied mit Lust;
Und herrlich, aus der kleinen Brust
Erklinget, hoch am Himmelszelt,
Ihr Lobgesang – dem Herrn der Welt.

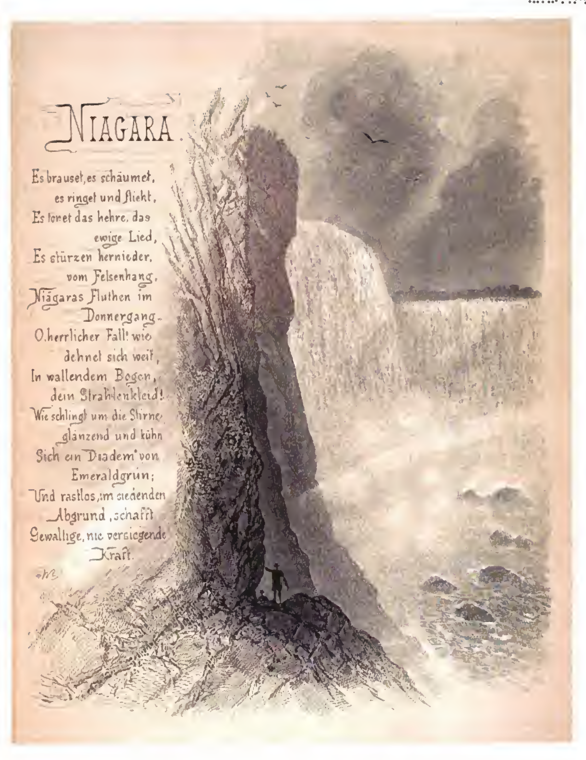
Es sinkt der Tag, sein Licht erbleicht,
Mit dunklen Schwingen, still, umschleicht
Die Nacht das Land; und glänzend, hehr,
Umgiebt ihr Haupt das Sternenmeer.
Wenn Berg und Thal sind eingehüllet
Im Schatten tief; und, lustgestillet,
Die Sänger ruh'n im Schlaf versunken;
Und wenn des Glühwurms Feuerfunken
Aufblitzend, in dem Grase leuchtet,
Und schwirrend rings, vom Thau befeuchtet
Ihr summend Lied die Käfer singen;
Wenn lautlos, auf den weichen Schwingen,
Die Eule durch die Lüfte schwebet
In nächt'ger Stille, dann erhebet:
Mit seelenvollem, reinem Schall
Ihr Lied die kleine Nachtigall.



Und lang gedehnet, rein und klar,
So silberhell, so wunderbar,

Und lang gedehnet, rein und klar,
So silberhell, so wunderbar,
So klagend mild, als sei von Weh
Gedrückt die holde, kleine Fee,
Entquillt der Sang, - wie unter Thränen,
Ein tiefgefühltes Liebessehnen.
Dann plötzlich, wie aus Uebermuth,
Haucht fröhlich sie, mit voller Gluth,
Voll Lust und Freud, ein neues Lied,
Und wieder ändert sich und flieht
Jetzt ihr Gesang zu ernster Weise,
Bald schmetternd laut, dann flüsternd, leise,
Entströmet magisch, jubelnd, klagend,
In schöner Poesie uns sagend,
Was in dem kleinen Herzen wohnt,
Worin der Gott der Lieder thront.
So schwillt das Lied, aus süsser Kehle
Der wunderholden Philomele.

Das sind die Sänger, im heimischen Land,
Sie füllen die Herzen mit Wonne;
Der Eine sucht liebend die schweigende Nacht,
Der Andre strebt jubelnd zur Sonne.


NIAGARA.
Es brauset, es schäumet,
es ringet und flieht,
Es tönet das hehre, das
ewige Lied,
Es stürzen hernieder,
vom Felsenhang,
Niagaras Fluthen im
Donnergang.
O, herrlicher Fall! wie
dehnet sich weit,
In wallendem Bogen,
dein Strahlenkleid!
Wie schlingt um die Stirne,
glänzend und kühn
Sich ein Diadem von
Emeraldgrün;
Und rastlos, im siedenden
Abgrund, schafft
Gewaltige, nie versiegende
Kraft.

Die massigen Felsen, ein üppiges Grün,
Mit stäubenden Wassern, die himmelan zieh'n,
Im duftigen Schleier, über den Wogen,
Der sonnig strahlende Regenbogen,
Der stürmenden Fluthen tosender Fall,
Orkan-Musik mit dröhnendem Hall:
So steht es einzig, erhaben und wild,
Niagaras unvergleichliches Bild.

Bevor am Ufer die sehnige Hand
Des rothen Jägers den Bogen gespannt,
Eh' Pyramiden auf den Landen
Der alten Pharaonen standen,
In grauer Vorzeit, wie heute, erklang
Im hehren Choral der Donnergesang
Des Cataracts. Im brausenden Chor
Zerstäubende Fluthen stiegen empor
Und stürmend brach, vom Felsenwall,
Gewaltige Bahn sich der Riesenfall.
Ob Englands Bollwerk, ob Wigwam da steht,
Oder das Sternenbanner hier weht,
Ob sie gekämpfet mit wechselndem Glück, –
Was kümmert er sich um Völkergeschick!
Jahrtausende dröhnet dem Ufer entlang
Der ewig brausende Hochgesang
Und in dem Sturme widerhallt
Des nie ermattenden Donners Gewalt.
Auf schäumendem Abgrund, der Iris Hand
Hält hoch den strahlenden Bogen gespannt,
Und immer noch schmückt ihn, wie ehedem,
Sein emeraldfarbiges Diadem.

Der Wand'rer lauscht – durch seine Seele zieht,
Im Sturm-Akkord, der Wogen ew'ges Lied.
In stiller Andacht, mit Entzücken, ruht
Sein Blick gefesselt auf der wilden Fluth,
Und eingeprägt, wie es das Auge sah,
Bleibt ihm das Bild von dir, – Niagara!

* In der Mitte der [illegible] am Abhang, zeigt sich, umgeben von [illegible] ein smaragdgrüner Streifen – das Diadem. Der [illegible] in demselben, wie Perlen, aufsteigende Schaum erhöht den Eindruck.

Die massigen Felsen, ein üppiges Grün,
Mit stäubenden Wassern, die himmelan zieh'n,
Im duftigen Schleier, über den Wogen,
Der sonnig strahlende Regenbogen,
Der stürmenden Fluthen tosender Fall,
Orkan-Musik mit dröhnendem Hall:
So steht es einzig, erhaben und wild,
Niagaras unvergleichliches Bild.

Bevor am Ufer die sehnige Hand
Des rothen Jägers den Bogen gespannt,
Eh' Pyramiden auf den Landen
Der alten Pharaonen standen,
In grauer Vorzeit, wie heute, erklang
Im hehren Choral der Donnergesang
Des Cataracts. Im brausenden Chor
Zerstäubende Fluthen stiegen empor
Und stürmend brach, vom Felsenwall,
Gewaltige Bahn sich der Riesenfall.
Ob Englands Bollwerk, ob Wigwam da steht,
Oder das Sternenbanner hier weht,
Ob sie gekämpfet mit wechselndem Glück, –
Was kümmert er sich um Völkergeschick!
Jahrtausende dröhnet dem Ufer entlang
Der ewig brausende Hochgesang
Und in dem Sturme widerhallt
Des nie ermattenden Donners Gewalt.
Auf schäumendem Abgrund, der Iris Hand
Hält hoch den strahlenden Bogen gespannt,
Und immer noch schmückt ihn, wie ehedem,
Sein emeraldfarbiges Diadem.

Der Wand'rer lauscht – durch seine Seele zieht,
Im Sturm-Akkord, der Wogen ewiges Lied.
In stiller Andacht, mit Entzücken, ruht
Sein Blick gefesselt auf der wilden Fluth,
Und eingeprägt, wie es das Auge sah,
Bleibt ihm das Bild von dir, – Niagara!

* In der Mitte der [illegible], am Abhang, zeigt sich, umgeben von [illegible] Fluthen, ein [illegible] – das Diadem. Der [illegible] [illegible], wie [illegible] den Eindruck


Die
Schildwache
zu
Pompeji.
Es grollt Vesuv, in seinem Heerd,
Da kocht und stöhnt, da sprüht und gährt,
Da ringet wild, im heissen Dampfe.
Der Elemente Kraft im Kampfe.

Die Aschenwolke rings umher,
Ein Leichenmantel, trüb und schwer,
Dehnt dräuend sich in weiter Runde –
Das ist Pompejis letzte Stunde!

Die Bürger, voll Entsetzen, fliehn;
Doch, treu der ehrnen Disciplin
Bleibt unerbittlich festgebannt
Die Schildwach, die am Thore stand.

Und immer dichter wird die Nacht,
Und immer noch steht auf der Wacht
Der Römer. Mag die Welt vergehn
Er wird an seinem Posten stehn.

Die finstre Wolke stürzt herab
Pompeji sinkt ins Aschengrab,
Vertilgt bis auf die letzte Spur:
Ein leerer Name bleibet nur.

Und siebenzehn Jahrhundert fliehn,
Geschlechter kommen und verblühn,
Und eine neue Welt entsteht,
Wo einst Pompejis Spur verweht.

In siebzehnhundertjähriger Nacht
Der Römerkrieger hält die Wacht;
In todter Stadt, verkohlt, erstarrt,
Der Wächter noch am Posten harrt.

Bis endlich Tageslicht erhellt
Die Trümmer jener alten Welt
Des Spatens Eisen auf ihn stösst:
Da wird die Schildwach abgelöst.



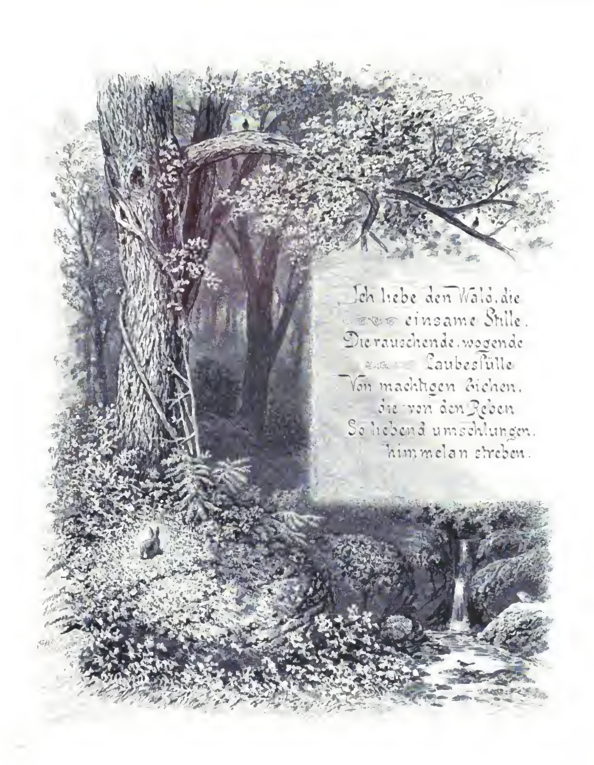
Die
Waisen
zu
Gettysburg.

Geschlagen war des Feindes Macht,
In Gettysburger heisser Schlacht.
Inmitten von gefall'nen Siegern,
Und von besiegten, todten Kriegern,
Lag einer, dem in jener Schlacht,
Des Feindes Blei ein End gemacht.
Sein Aug war starr, und seine Hand,
Die oft dem Feinde zugesandt
Den Todesboten, hielt ein Bild.
Drei holde Kinder, klug und mild
Schau'n aus dem Bilde auf die bleiche,
Dahin gestreckte Kriegerleiche
Wer ist der Mann? man kennt ihn nicht:
Jedoch, in seinem Angesicht
Sieht man, wie in der Kinder Zügen,
Wie nah sie seinem Herzen liegen

Er trug das Bild im Pulverdampf,
Er trug's durch manchen wilden Kampf,
Im Marsch, in heissem Schlachtgewühl,
Wo in des Krieges Würfelspiel
Der Tod, den Zwietracht hat gesät,
Der Krieger Reihen niedermäht;
In schlimmen, wie in guten Tagen
Hat er bei sich — das Bild getragen.
Wohl oft hat er, auf ferner Wacht
An seinen Heerd, daheim, gedacht,
Und wenn sein Herz dann bei den Seinen,
War sicher auch das Bild der Kleinen
In seiner Hand, und füllt die Brust
Mit Freude ihm, mit süsser Lust;
Denn ihrer Augen stilles Flehen
Galt ihm für bald'ges Wiedersehen. —
Doch, als ihm riss die Brust entzwei
Bei Gettysburg des Feindes Blei,
Als er da lag in seinen Schmerzen,
Da küsste er, mit schwerem Herzen,
Zum letzten Mal das theure Pfand,
Das sterbend hielt die treue Hand.

Das Spiel war aus, und nun gleich Vielen,
Die in den Völkerdramen spielen
Wird er, noch in derselben Nacht,
Ganz ungekannt, zur Ruh' gebracht. —
Jedoch das Bild der Kinder, sieh!
Vertausendfacht Photographie.
Und weit und breit, von nah und ferne,
Sieht leuchten man die lichten Sterne
Der Kinder Augen. Weit im Land
Wird bald die traurige Mähr bekannt
Wie das Geschick in jener Schlacht
Zu Waisenkindern sie gemacht.
Und drum ergreift es wunderbar,
An diesen Äuglein, fromm und klar,
Da hing, auf Gettysburger Höhen,
Des Mannes Blick, in Todeswehen,
So lange, bis sein Auge brach,
Bis zu des Herzens letztem Schlag

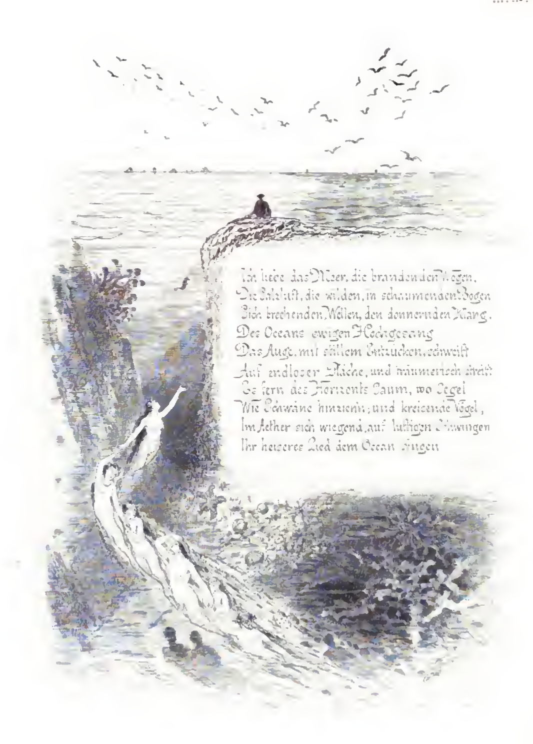

Wald, Meer
und
Sternenheer

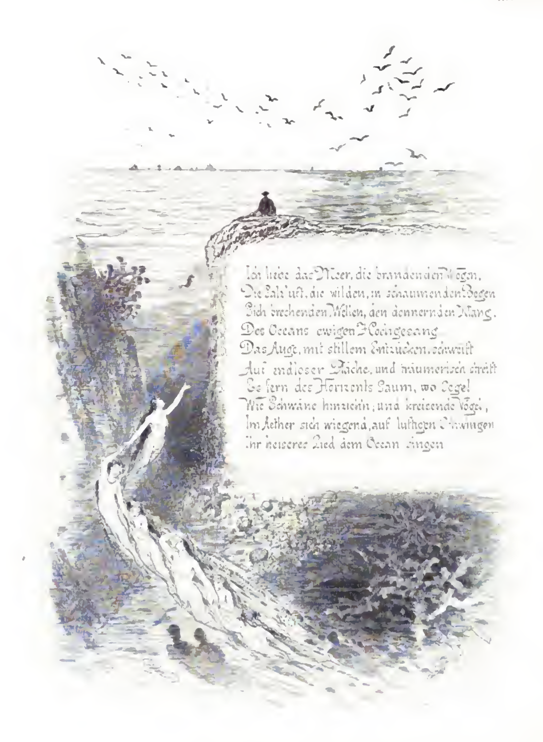

Ich liebe den Wald, die
einsame Stille,
Die rauschende, wogende
Laubesfülle
Von mächtigen Eichen,
die von den Reben
So liebend umschlungen,
himmelan streben.

Wo tief aus der Erde treibendem Schoosse
Sich winden die Ranken, und schwellende Moose
Sich bilden an Steinen, den altersgrauen;
Wo sie mit farbigem Schmuck die rauhen,
Verwitterten, massigen Wände umgeben
Und sich zu weichen Teppichen weben:
Da pfleg' ich zu ruhen, und stille zu lauschen
Geheimnissvollem, gedämpftem Rauschen,
Dem Wind, wie er die Wipfel durchfährt
Im wunderbaren Waldesconcert,
Dem Summen, dem Zirpen, so emsig und lüstern,
Der fallenden Blätter heimlichem Flüstern;
Dem Rieseln und dem Geplätscher von schnellen,
Geschwätzig murmelnden, rastlosen Quellen,
Und ringsum, hoch in den Zweigen, dem Klang
Von hellem Lockruf und Wettgesang.
Ich athme mit Wonne die Waldesluft,
Den frischen, kräftigen, würzigen Duft,
Mir ist, als fänd' ich der Heimath Spur
Im schattigen Hause der Mutter Natur.
Drum ziehet zur Waldluft ein stilles Sehnen,
Sie lindert der Seele Verstimmung wie Thränen.

Wo tief aus der Erde treibendem Schoosse
Sich winden die Ranken, und schwellende Moose
Sich bilden an Steinen, den altersgrauen;
Wo sie mit farbigem Schmuck die rauhen,
Verwitterten, massigen Wände umgeben
Und sich zu weichen Teppichen weben:
Da pfleg' ich zu ruhen, und stille zu lauschen
Geheimnissvollem, gedämpftem Rauschen,
Dem Wind, wie er die Wipfel durchfährt
Im wunderbaren Waldesconcert,
Dem Summen, dem Zirpen, so emsig und lüstern,
Der fallenden Blätter heimlichem Flüstern;
Dem Rieseln und dem Geplätscher von schnellen,
Geschwätzig murmelnden, rastlosen Quellen,
Und ringsum, hoch in den Zweigen, dem Klang
Von hellem Lockruf und Wettgesang.
Ich athme mit Wonne die Waldesluft,
Den frischen, kräftigen, würzigen Duft,
Mir ist, als fänd' ich der Heimath Spur
Im schattigen Hause der Mutter Natur.
Drum ziehet zur Waldluft ein stilles Sehnen,
Sie lindert der Seele Verstimmung wie Thränen.

Wo tief aus der Erde treibendem Schoosse
Sich winden die Ranken, und schwellende Moose
Sich bilden an Steinen, den altersgrauen;
Wo sie mit farbigem Schmuck die rauhen,
Verwitterten, massigen Wände umgeben
Und sich zu weichen Teppichen weben:
Da pfleg' ich zu ruhen, und stille zu lauschen
Geheimnissvollem, gedämpftem Rauschen,
Dem Wind, wie er die Wipfel durchfährt
Im wunderbaren Waldesconcert,
Dem Summen, dem Zirpen, so emsig und lüstern,
Der fallenden Blätter heimlichem Flüstern;
Dem Rieseln und dem Geplätscher von schnellen,
Geschwätzig murmelnden, rastlosen Quellen,
Und ringsum, hoch in den Zweigen, dem Klang
Von hellem Lockruf und Wettgesang.
Ich athme mit Wonne die Waldesluft,
Den frischen, kräftigen, würzigen Duft,
Mir ist, als fänd' ich der Heimath Spur
Im schattigen Hause der Mutter Natur.
Drum ziehet zur Waldluft ein stilles Sehnen,
Sie lindert der Seele Verstimmung wie — Thränen.


Ich liebe das Meer, die brandenden Wogen,
Die Salzluft, die wilden, in schäumenden Bogen
Sich brechenden Wellen, den donnernden Klang,
Des Oceans ewigen Hochgesang
Das Auge, mit stillem Entzücken, schweift
Auf endloser Fläche, und träumerisch streift
Es fern des Horizonts Saum, wo Segel
Wie Schwäne hinziehn; und kreisende Vögel,
Im Aether sich wiegend, auf luftigen Schwingen
Ihr heiteres Lied dem Ocean singen


Ich liebe das Meer, die brandenden Wogen,
Die Salzluft, die wilden, in schäumenden Bogen
Sich brechenden Wellen, den donnernden Klang,
Des Oceans ewigen Hochgesang.
Das Auge, mit stillem Entzücken, schweift
Auf endloser Fläche, und träumerisch streift
So fern des Horizonts Saum, wo Segel
Wie Schwäne hinziehn; und kreisende Vögel,
Im Aether sich wiegend, auf luftigen Schwingen
Ihr heiseres Lied dem Ocean singen

Es füllet sich stille die Fantasie
Mit jener wundersamen Magie
Der Sagen der Vorzeit, – mit Meeresklängen
Von leuchtenden Perlen, Sirenengesängen,
Von holden Gestalten mit zaub'rischen Blicken,
Von Stürmen und Klippen, von Oceans Tücken;
Ein buntes Gewebe, voll Weh und voll Freud',
Von jauchzender Lust und von Herzeleid.
Gewaltiges Meer! trotz Grausen und Schrecken,
Die dunkel verhüllet dein schweigendes Becken,
Wie dir enstieg die Schaumgeborene,
Die Holde, den Menschen zur Wonne Erkorene,
So bist du den Völkern der Erde, das Band
Wodurch sie sich reichen die Bruderhand;
Das, Länder umschlingend, auf ihren Wegen
Sie trennt und vereinigt zu ihrem Segen.


Ich liebe die ruhige Sommernacht,
In ihrer schönen funkelnden Pracht
Und sinnend, schauet das Auge so gerne
Hinauf in das Heer der ewigen Sterne
Kein Wälderrauschen, kein Wogendrang
Ertönet von dort, mit dumpfem Klang
So still, so fern die leuchtende Schaar,
Und doch, in des Auges Retina, klar
Erscheinet ihr Bild, die Seele trägt
Auf innerstem Grunde ihr eingeprägt.
Ein ahnend Verlangen, das schwinget sich gerne
Durch endlosen Raum, zur lichten Ferne

Wie kreisende Welten sinken und steigen,
In ihrem gewaltigen, ewigen Reigen,
Die wandernde Erde, bemerkbar kaum,
Eine leuchtende Gondel im gähnenden Raum,
Vollendet auch sie, nach alter Weise,
Die vorgeschriebene, jährliche Reise.
Wir reisen mit, wohin sie auch führe,
Wir Menschen auf Erden, als Passagiere,
Mit allen Sorgen, mit Hoffen und Streben,
Im fragmentarischen, flüchtigen Leben,
Mit frommen Wünschen, unerfüllet,
Und einem Sehnen, das nie gestillet;
Mit Bauen von schönen, luftigen Plänen,
In Freude, in Kummer, mit Lachen und Thränen,
Erfüllen im Leben wir wechselnd dies Haus,
Bis endlich der Ruf kommt "Halt! steigt aus!"

Erhebend, läuternd, erfrischend durchzieht
Der schöne Dreiklang das Menschengemüth:
Die Waldesluft, das Brausen des Meeres,
Der Anblick des ewigen Sternenmeeres.


Der Dom
zu Speyer.
Zu Speier in dem Dome steht man auf heil'gem Grund.
Das machet tief im Herzen sich dem Besucher kund.
Und fromme Scheu umhüllet, durchschauert sein Gemüth,
Wenn er, von dem Portale, die hohen Räume sieht.
Denn aus den Säulengängen, von Wänden und Altar
Da senket in die Seele, sich tief und wunderbar,
Was hier die Kunst geschaffen, was gläub'ger Sinn erdacht,
Und was zu Gottes Ehren des Meisters Hand gemacht.

Zu Speier in dem Dome, da steht
ein weites Grab;
Dort senkte man die Kaiser des
deutschen Reichs hinab.
Die mächtigen deutschen Kaiser! —
die weite Welt kaum barg
Die alten Heldengeister — sie
liegen still im Sarg.
Und eine ernste Lehre kommt aus
der Fürstengruft,
Aus jenen morschen Hüllen, aus
Staub und Leichenduft:
Spricht es von Kraft und Würde, von
Glück und schwerem Leid,
Von Tugend, von Verbrechen und von
Vergänglichkeit.

Zu Speier in dem Dome, im alters-
grauen Stein
Da grub sich die Geschichte des
deutschen Volkes ein.
Seit achtmalhundert Jahren, der Zeit
gewalt'ger Strom,
Drückt seine tiefe Spuren auf Speiers
alten Dom,
Und wie er hochauftrebet zum blauen
Himmelszelt
Umranket ihn wie Epheu, die deutsche
Sagenwelt.
So steht er kühn und mächtig im
schönen Pfälzer Land,
Ein hehrer Gottestempel, ein Werk
von deutscher Hand.


Der Volontair.
Am Potomac, in Feindes Staat,
Steht auf der Wache der Soldat.
Sein Arm ist stark, sein Herz ist warm,
Doch Paddy's Tasche leer und arm

In seinem Hause fehlet Brod,
In seinem Heerde herrscht die Noth,
Drum zog er rüstig in das Feld,
Dem Feinde zu, für's liebe Geld.

Er stehet treu in trüber Nacht,
An seinem Posten, auf der Wacht.
Die Luft ist stürmisch, rauh der Wind,
Sein Herz daheim, bei Weib und Kind.

Ob sie wohl auch jetzt an ihn denkt,
An der er treu in Liebe hängt?
Er lächelt still, er träumt von Glück,
Er wünscht mit Sehnsucht sich zurück.

Doch aus dem Wald es blizt und kracht,
Da pfeift die Kugel durch die Nacht,
Er wälzet ächzend sich im Blut,
Durchbohrt das Herz, so treu und gut.

In einer Kammer, trüb und klein,
Näht still ein Weib bei Lampenschein.
Der Säugling schläft, die Mutter wacht,
So angsterfüllt in dieser Nacht.

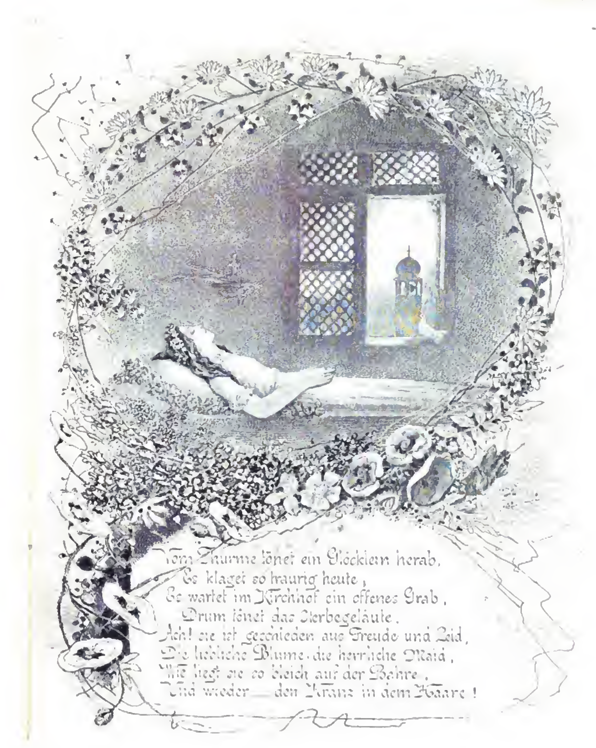
Am Potomac, im fernen Wald,
Liegt eine Leiche starr und kalt,
Man scharrt sie ein, kennt sie nicht mehr,
Gott helf' dir! armer Volontair!


Der Geier.
Es raget über dunklem Forst,
In Felsenschlucht, des Geiers Horst;
Worin er sicher, ungestört,
Die junge Brut das Waidwerk lehrt.
Er lehret sie, die junge Recken,
Zum ersten Flug die Flügel strecken
Und übt das Aug, dass, in der Ferne,
Es schnell den Raub erspähen lerne.
Und wo sich tief versteckt im Grase
Das Rebhuhn kauert und der Hase,
Und wo das junge Reh, das schnelle
Im Thale trinket aus der Quelle:
Da zeigt er, wie vom Bergessitz,
Gewaltig, wie der jähe Blitz,
Im Fluge er die Beute fest
Ergreift und trägt zum Felsennest.

Auch lehrt der Alte, reich an Jahren,
Wie man sich hütet vor Gefahren,
Und spricht darauf "das beste Mahl,
(Vor Allem hat es meine Wahl,)
Das ist die Leber und die Nieren,
Von den geheimnissvollen Thieren.
Die allen andern Schrecken bringen
Und sie in jedem Kampf bezwingen.
Von jener Felsenwand, der schroffen,
Sank mancher Geier, schwer getroffen,
Und fiel mit blutigem Gefieder,
Zu dieses Feindes Füssen nieder;
Denn vor dem Rohr mit seinen Blitzen,
Kann uns allein Entfernung schützen.—
Man kann ihn leider drum nicht jagen,
Und dennoch hab ich mit Behagen,
Aus seiner Brust manch' fetten Bissen
Mit Herzenslust heraus gerissen...
Wenn sie, in dichtgeschlossenen Reihen,
Einander nah'n mit finsterm Dräuen,
Wenn tausend Rohre Feuer sprühen,
Die Reihen vor- und rückwärts ziehen,
Wenn dumpfe Donner mächtig grollen,
Worüber schwere Wolken rollen;
Und wenn der Hufschlag rings erdröhnt
Und Alles lärmet, ächzt und stöhnt:
Dann kreisen hoch zu dieser Feier,
Dann freuen sich die wackeren Geier.
Denn unten auf dem weiten Feld,
Worauf der Tod die Ernte hält:
Wird präparirt in bester Weise
Des Geiers Kost und Lieblingsspeise."
Es schweigt darauf der Alte. Grimme,
Und fragend tönt der Jungen Stimme,
"Warum sie eigentlich denn ringen,
Einander sich ums Leben bringen,
Warum, das eigene Blut vergiessen,
Das, wie es scheint, sie nicht — geniessen?"
Er drauf "das ist ein seltsam Ding,
Und Geiers Witz wohl zu gering,
Den tiefen Grund davon zu finden
Und das Geheimniss zu ergründen.
Doch scheint es weise mir und gut,
Dass hier die sonst so schlaue Brut
So eifrig die Cadaver mehrt,
Die sie doch selber nicht verzehrt:
Sie müssen wohl einander schinden,
Damit die Geier Futter finden."


Der Kranz in dem Haare.
Der Frühling weckt das grünende Reis,
Das Mädchen tanzt auf der Haide.
Sie schwingt sich fröhlich und jubelnd im Kreis,
Ihr Antlitz strahlet in Freude.
Es hüpfet ihr Fuss, es pocht in der Brust,
Es leuchten die Wangen von Jugend und Lust,
Es leuchtet ihr Auge, das klare,
Umschattet vom Kranz in dem Haare.


Zum Kirchlein wallet ein festlicher Zug,
Die Hochzeit feiern sie heute,
Wie glücklich das Mädchen, wie wonnevoll schlug
Ihr Herz an des Bräutigams Seite!
Sie wandelt so träumerisch sinnend dahin,
Und selige Bilder umschweben den Sinn,
So tritt sie jetzt hin zum Altare
Den bräutlichen Kranz in dem Haare.


Vom Thurme tönet ein Glöcklein herab,
Es klaget so traurig heute,
Es wartet im Kirchhof ein offenes Grab,
Drum tönet das Sterbegeläute.
Ach! sie ist geschieden aus Freude und Leid,
Die liebliche Blume, die herrliche Maid,
Wie liegt sie so bleich auf der Bahre,
Und wieder — den Kranz in dem Haare!


Das letzte Blatt
Es trauert und es zittert
Ein Blatt verwelkt und fahl,
Das letzte an dem Baume,
Am Zweige durr und kahl.
Wohl sa'h es schonere Tage,
In der Gespielen Schaar;
War einst so frisch und bluhend,
Sein Kleid war grun und klar
Doch nun hier ganz verlassen,
Allein auf nackter Höh,
Sehnt sich das Blatt, das arme,
Zu ruh'n in ihrer Näh.
Und weil der Sturm die Andern
Dir weggenommen hat,
So fall nun auch, du armes,
Du welkes, durres Blatt!


KRANICHE.
Hoch durch die Lüfte, im Aether klar,
Segelt der Kraniche pilgernde Schaar,
Findet auf luftigen Bahnen die Spur,
Folgend der Stimme ihrer Natur.
Mächtiges Sehnen nach fernem Land
Treibt sie vom alten heimischen Strand;
Weit über Land und weit über Meer
Ziehn sie geschloss'nen Zuges daher.

Müssen ja wandern, es treibt sie fort,
Unwiderstehlich, nach fernem Ort,
Folgend des Triebes dunklem Gefühl,
Steuern sie sicher, landen am Ziel.

Tief in des Menschen innerstem Kerne
Trägt er ein Sehnen nach sonniger Ferne,
Dunkel der Drang, der nie hier gestillt,
Stark wie das Hoffen, das ihn erfüllt.

Alles, was werthvoll, theuer und lieb,
Stillet auf Erden nimmer den Trieb,
Ueber des Lebens verschleiertes Ziel
Deutet das innere, tiefe Gefühl.

Wandernden Kranichen gleich auf der Reise,
Steuernd zum Ziele nach eigener Weise,
Ahnungsvoll, zeugt in der Seele ein Zug
Für den unendlich höheren Flug.



Erinnerung.

Sie sass bei mir, als emsig ihre Hand,
Aus einer Blumenfülle mir die zarten,
Die sich durch Form und Farbe, lieblich paarten,
Zu einem kleinen Kranz zusammen wand.
"Dies," sprach sie freundlich, "möcht ich gern dir schenken;
Behalt es mir zu lieb, zum Angedenken,
Und wenn im Buche, säuberlich gefalten,
So werden auch die Farben frisch sich halten."

Ich hab ihn noch, – den kleinen theuren Kranz.
In einem Buche "säuberlich gefalten";
Sind seine Farben rein und frisch erhalten,
Und auch der Blätter Form ist schön und ganz.
Und eine tiefe Wehmuth mich umschleicht,
Bei seinem Anblick wird das Auge feucht; –
Ich denk der Hände, die den Kranz gewunden,
Der schönen Blume selbst, die längst verschwunden.



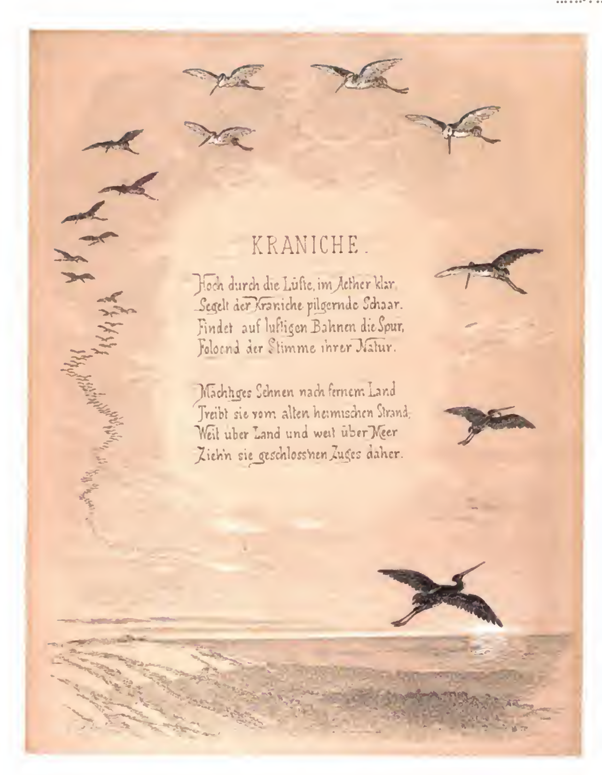
Des Kindes Auge.

Ein Strahlenquell,
So leuchtend, hell,
So glänzend, klar,
Und wunderbar,
Woraus, durch schattige Wimpern, sonnig,
Die Freude strahlet, klar und wonnig.

Wenn auf uns schaut,
So lieb und traut,
In stillem Glück,
Des Kindes Blick,
Dann zeiget, im lieblichen Auge, mild,
Die junge Seele ihr reines Bild.

Wer sein genannt
Den Diamant,
Der einst so klar,
So leuchtend war,
Der denket in stillem Schmerze noch gern
An des theuern Auges erloschenen Stern.


Das letzte Blatt
Es trauert und es zittert
Ein Blatt, verwelkt und fahl,
Das letzte an dem Baume,
Am Zweige durr und kahl.
Wohl sah es schonere Tage,
In der Gespielen Schaar,
War einst so frisch und bluhend,
Sein Kleid war grun und klar
Doch nun hier ganz verlassen,
Allein auf nackter Höh,
Sehnt sich das Blatt, das arme,
Zu ruhn in ihrer Näh.
Und weil der Sturm die Andern
Dir weggenommen hat,
So fall nun auch, du armes
Du welkes, durres Blatt!


KRANICHE.
Hoch durch die Lüfte, im Aether klar,
Segelt der Kraniche pilgernde Schaar.
Findet auf luftigen Bahnen die Spur,
Folgend der Stimme ihrer Natur.
Mächtiges Sehnen nach fernem Land
Treibt sie vom alten heimischen Strand,
Weit uber Land und weit über Meer
Zieh'n sie geschloss'nen Zuges daher.

Müssen ja wandern, es treibt sie fort,
Unwiderstehlich, nach fernem Ort.
Folgend des Triebes dunklem Gefühl,
Steuern sie sicher, landen am Ziel.

Tief in des Menschen innerstem Kerne
Trägt er ein Sehnen nach sonniger Ferne.
Dunkel der Drang, der nie hier gestillt,
Stark wie das Hoffen, das ihn erfüllt.

Alles, was werthvoll, theuer und lieb.
Stillet auf Erden nimmer den Trieb,
Ueber des Lebens verschleiertes Ziel
Deutet das innere, tiefe Gefühl.

Wandernden Kranichen gleich auf der Reise,
Steuernd zum Ziele nach eigener Weise,
Ahnungsvoll, zeugt in der Seele ein Zug
Für den unendlich höheren Flug.

Erinnerung.

Sie sass bei mir, als emsig ihre Hand,
Aus einer Blumenfülle mir die zarten,
Die sich durch Form und Farbe, lieblich paarten,
Zu einem kleinen Kranz zusammen wand.
„Dies," sprach sie freundlich, „möcht ich gern dir schenken;
Behalt es mir zu lieb, zum Angedenken;
Und wenn im Buche, säuberlich gefalten,
So werden auch die Farben frisch sich halten."

Ich hab ihn noch, – den kleinen theuren Kranz.
In einem Buche „säuberlich gefalten",
Sind seine Farben rein und frisch erhalten,
Und auch der Blätter Form ist schön und ganz.
Und eine tiefe Wehmuth mich umschleicht.
Bei seinem Anblick wird das Auge feucht; —
Ich denk der Hände, die den Kranz gewunden,
Der schönen Blume selbst, die längst verschwunden.



Des Kindes Auge.

Ein Strahlenquell,
So leuchtend, hell,
So glänzend, klar,
Und wunderbar,
Woraus, durch schattige Wimpern, sonnig,
Die Freude strählet, klar und wonnig.

Wenn auf uns schaut,
So lieb und traut,
In stillem Glück,
Des Kindes Blick,
Dann zeiget, im lieblichen Auge, mild,
Die junge Seele ihr reines Bild.

Wer sein genannt
Den Diamant,
Der einst so klar,
So leuchtend war,
Der denket in stillem Schmerze noch gern
An des theuern Auges erloschenen Stern.



FALLING LEAVES.

(to Jennie.)

The trees are stirred by autumn's blast,
The yellow leaves are falling fast;
And floating down in ceaseless flight,
Strange and bewildering to the sight,
To rest, at last upon the ground;

They seem with sadly whispering sound,
Like souls departing hence, to say:
"Our time is past, we cannot stay,
Where we were born, no longer dwell,
We must depart, — farewell! farewell!"

One GREEN leaf fell in early Spring,
When winged minstrels love to sing
Their joyful tunes. It's form so light,
So full of life, so fair, so bright;
And yet, it fell... O, little leaf!
Thy stay was short, it's joys were brief;
Unfading still remains of thee
The fondly cherished memory.
Since thy departure years have past
But to the yearning heart will last
That void within, till on this shore
Of life, the pulse shall beat no more.
Where parting pangs, and where decay
Afflict, like in this transient stay,
No more; and where in lofty flight
The soul will seek eternal light,
Our fondest hope is there to meet
That tender leaf, so pure and sweet.



Hoch aufgepflanzet auf den Höhen
Calvariens drei Kreuze stehen;
Drei Galgen sind es, die man schaut,
Wie man im Römerreich sie baut
Für Missethäter, und im Lande
Sind sie ein Zeichen tiefster Schande.
Im stummen Schmerz, den Blick erhöht,
Ein Weib am Mittelkreuze steht.
So bleich und stille steht sie da
Vor Seinem Kreuz auf Golgatha;
Und keine Ohnmacht Lindrung bringt
Der Seele, die das Schwert durchdringt.
Sie wanket nicht, sie darf nicht sinken,
Zur Neige muss mit Ihm jetzt trinken
Den bittern Kelch die stille, bleiche,
Die unaussprechlich Schmerzenzreiche.

Seestern.



Denn hat sie nur eben geöffnet die Schale,
So wird sie geopfert, zum festlichen Mahle.
Er zeigt sich nicht heftig, ist niemals in Hast,
Es zehret allmählich der schmeichelnde Gast,
Und lässt von dem Gastfreund, als einzige Spur,
Die leblose Hülle, die Schale nur.

Es nahet Manches dem Menschen sich gern
So harmlos wie der schmeichelnde Stern;
Doch hat es ihn einmal in seiner Gewalt,
So zehrt es vom inneren, bess'ren Gehalt,
Und lässt, gesättigt von diesem Mahle,
Ihm nur die leere, werthlose Schale.


Der letzte Trab.
In schwerem Trab,
Die Strass' hinab,
Ein alter Gaul hier mühsam
holpert.
Die Beine sind steif, er keucht
und stolpert;
Und wie er sich schleppt mit
erschlafften Sehnen
Entflieht ihm ein schmerzliches,
dumpfes Stöhnen.
Nur wenig Haare hängen
noch ganz,
Am jämmerlich kahlen,
zerfetzten Schwanz,
Und auf ihn sitzet der
handfeste Lümmel
Und reitet den armen, ge-
quälten Schimmel,
Im letzten Trab,
Die Strass' hinab,
Für lange Plag, als Lohn
und Gewinn,
Zum endlichen Ziel, zum
Schindanger hin.

Und ist es denn so, dass man dich jetzt ehrt,
Du einst so gepriesenes, herrliches Pferd!
Das freudig und muthig, in jüngeren Tagen
Den kühnen und stattlichen Reiter getragen.
Einst war es wohl anders; da galt deine Jugend,
Die Schönheit und Kraft, wie immer, für Tugend;
Da hat man mit kosendem Wort dir geschmeichelt,
Mit freundlicher Hand dich wohl zärtlich gestreichelt,
Die Wohnung war sauber, dein Anzug war neu,
In Fülle der Hafer mit duftendem Heu. —
Doch Jahre vergingen, — schwer wird der Tritt,
Die Peitsche beschleunigt den langsamen Schritt,
Bis endlich du jetzt, am Ziel deiner Tage,
Todmüde hinpilgerst zum Ende der Plage.

O, armer Gaul! es theilet mit dir
Das Schicksal mitunter ein besseres Thier:
Im rastlosen Ringen und Drängen der Zeit
Blüht spärlich und selten die Dankbarkeit.



Die Spinne

Die Spinne ist, wie jeder es weiss,
Bekannt durch ihren Verstand und Fleiss;
Nun hatte so eine wie sie es versteht,
Gar praktisch und zierlich, ein Netz sich gedreht
Und machte durch Fleiss, und sorgsames Streben,
So gut sie es konnte, bescheiden ihr Leben.
Mit Mücken und Fliegen nahm gern sie vorlieb,
Die grade der Zufall dem Garne zutrieb.
Und fing sich ein Bürschchen, wühlte und schrie,
Dann schnell, wie zur Hülfe, zur Stelle war sie.
Und nahm das schwirrende Ding sich im Arm
Und "hielt es so sicher und hielt es so warm".
Doch einmal da hat sie Apartes gewittert,
Da fühlte sie heftig ihr Häuschen erschüttert;
Gefangen im Netze, da zappelt und hing
Ein sehr ungewöhnliches, schuppiges Ding
So eine Art Käfer, ein grimmiger Köter,
Ein toller, verzweifelter Schwerenother,
Der hat da gewühlt, gezupft und gesprungen;
Und wär' es ihm bald ohne Zweifel gelungen
Sich ganz zu befrein, da schnell wie der Blitz,
Umkrallt ihn die Spinne; doch kam ihr der Witz

Ein wenig zu theuer; der wüste Kujohn
Währte sich wacker, und hatte ihr schon,
Nebst andern, nicht zu rechenden Wunden
Das Fell von Magen und Waden geschunden.
Die Spinne gab nach und liess ihn allein,
Umgarnt' ihm, von weitem, mit Sorgfalt ein Bein,
Und als sie erholt sich von grimmiger Fehde,
Hielt sie mit Vernunft ihm jetzt folgende Rede:
„Du schnödes, neidisches, boshaftes Thier,
Missgönnest mir wohl, dass ruhig ich hier
Mein saures Geschäft in Garen betreibe,
Und möchtest im eigenen Haus mir zu Leibe!
Siehst du denn nicht, missgünstiges Vieh,
Wie ich hier durch Arbeit und Maschinerie
Von Seide und Garn, mit Spinnen und Weben,
Nur mühsam erhalte mein dürftiges Leben?
Verstehst du das Wunder, und hast du erwogen,
Wie ich das Alles heraus hab' gezogen,
Geglättet, gesponnen, geknüpft und gedreht,
Die Fäden von Neuem geflickt und genäht,
Soll ich wohl am Ende, trotz Fleiss und Müh'
Hier gar nichts erwerben durch Industrie?!
O schäme dich, schäme dich, boshaftes Thier!
Ja, warte ein wenig, du büssest dafür.
Ich gehe nun jetzt gemüthlich in's Haus,
Und nehme mir Zeit, und ruhe mich aus,
Und lasse dich zappeln und springen und drehen,
Bis dir allmählich die Kräfte vergehen;
Umspinne dir dann noch die anderen Bein',
So lässt du zuletzt auch das Zappeln noch sein;
Und endlich zum Schluss, für mein tägliches Brod
Da komm' ich und steche behaglich dich todt.“

So war es denn auch, hab's selber gesehen.
Und die Moral ist leicht zu verstehen:
Es ist der Verstand, der bildet und schafft,
Die rohe, die ungeregelte Kraft
Wird immer im Kampfe das Feld verlieren
So lange der Kopf die Hand nicht kann führen.



Der Pfirsich.

Aus feinem Anstand,
wie man sieht,
Gar Manches heut
zu Tag geschieht,
Doch braucht man, wenn
erlöscht das Licht,
Im Dunklen keine
Bildung nicht.

An einer Tafel war
das Beste
Der Küche für die
werthen Gäste,
Zur Kräftigung, für
Herz und Magen,
In vollen Schüsseln
aufgetragen.
Es wurde auch, wie
sich gebührt,
Am Schlusse das
Dessert servirt.
In einem Körbchen,
unter Andern,
Liess freundlich man
die Runde wandern
Das schönste Obst.
Und dabei war
Ein wundervolles
Exemplar
Von einem Pfirsich,
der von Allen
Beäugelt ward mit
Wohlgefallen.

So saftig schien er, rund und voll,
Ein wahres Prachtstück jeder Zoll,
Und lieblich, wie der Jungfrau Wangen,
Sah man in zartem Roth ihn prangen.
Man nahm ihn wohl sofort? Oh, nein!
Nur er blieb übrig, ganz allein,
Und lag im Körbchen, wie verschmäht.
Natürlich auch, denn Leute seht,
Wenn vor uns steht der Tisch gedeckt
Und man sogleich die Finger streckt
Nach dem, was sichtbar alle Gäste
Erkennen als das Allerbeste.
"Es ist das freilich nicht - gentil",
Und sündigt gegen feinen Styl.
Der Zufall, der nach seiner Art,
Oft Herz und Nieren offenbart,
Liess unerwartet es geschehen
Und plötzlich jetzt das Licht ausgehen.
Und Einer nun, ein kluger Mann,
Da man ja doch nicht sehen kann,
Gedenkt mit heftigem Verlangen,
Des Pirsichs mit den rothen Wangen.
Er hebt sich sachte, streckt die Hand
Verstohlen nach der Frucht, und fand:
Die Hände von den andern Leuten,
Die um den Pirsich zu erbeuten,
Sobald es dunkel, mit Bedacht,
Es grade so, wie er gemacht.

Man glaubt oft besser zu verstehen,
Wenn man ein Ding bei Licht kann sehen,
Doch manchen Sachen kommt man nur
Im Dunklen auf die rechte Spur.



Mein altes Parapluie.

Es weinet dicke Zähren,
Dort in der Ecke, sich!
In stillem Gram, mein treues,
Mein altes Parapluie.

War einst ein wack'res Schirmchen,
Mit schönem, weissen Knopf,
Und hielt gar hübsch den Regen
Vom Hut mir und vom Kopf.

In heissen, schwülen Tagen,
Ein Schutz vor Sonnenstich;
Bis die einst glatte Wange
Sich runzelt und verblich.

Denn, vor dem bösen Alter
Ist selbst ein Schirm nicht frei;
Es rissen ihm die Näthe,
Das Fischbein sprang entzwei.



Nun ist er alt und mürbe,
Es wackelt ihm der Knopf,
Kann nicht das Wasser halten,
Wie sonst, von Hut und Kopf.

Man kannte uns von Weitem,
Und höhnte dazu, ach!
Mit rohem, bösem Herzen,
Mich und mein altes Dach.

Ist doch, und war es immer,
Ein Freund mir; darum echt
Trug ich ihn noch wie früher,
Aus schöner Pietät.

Doch eines frühen Morgens
Mein Weib entrüstet spricht:
Sich respectabel tragen,
Das sei des Mannes Pflicht.

Und wirklich schafft sie selber
Mir einen neuen an,
Den muss ich leider tragen,
Sie hat die — Hosen an.

Drob steht er still und grämet
Gebroch'nen Herzens sich.
Oh, Parapluie, oh treues!
Wie schmerzt dein Schicksal mich

Nie mehr wird man jetzt sehen
Im Regen uns, hiernach,
Zusammen auf der Strasse,
Mich und mein altes Dach

Oh! Freunde, bleibet menschlich,
Betrübt und kränket nie
Die stille, schöne Seele
Von einem Parapluie.



An einer Platte, schaffend brav,
Sass einst ein ems'ger Lithograph,
Und zeichnete, für's liebe Geld,
Auf Stein, den Plan von Elberfeld.
Es waren Monde schon verronnen,
Seit er das lange Werk begonnen;
Doch fertig zum Examiniren,
Konnt' er mit Aetze prepariren
Die Frucht von Fleiss und auch von Plagen,
In mühevollen langen Tagen.
Und überdenkend den Gewinn,
Da war es ihm gar wohl im Sinn.
Der Bürgermeister, ein guter Zahler,
Zahlt ihm dafür manch' schönen Thaler.
Und hab' ich, schmunzelt er, das Geld,
Dann soll verwundern Elberfeld
Sich über Anstand und Geschmack,
Den ich ihm zeig' im neuen Frack
Und feinen Hut. Auch hab' ich vor,
Zu kaufen mir ein Weichselrohr
Für meine Pfeife, und was verblichen
An Farben, wird mir neu bestrichen;
Denn, wie es steht da, unser Haus,
Sieht's grade nicht zum Besten aus.
So ein Paar Thaler, denk' ich dann,
Darf, nach der Arbeit, auch der Mann
Verjubeln wohl, mit gut Gewissen.
Die Frau braucht's grade nicht zu wissen.
So denkt der Gute, und ersteigt die Stufen,
Zum Speisezimmer, wo gerufen
Mit hellem Klang, ihn das Signal
Zum allgemeinen Mittagsmahl.

Doch wie ihr's oft im Leben seht,
Wenn sich der Mensch hier untersteht
Und ohne Wirth die Rechnung macht,
So kam das Schicksal leis und sacht,
Und lachte grinzend sich in's Fäustchen,
Und stürzte um sein Kartenhäuschen.
Denn seht, mit solchen finstern Mächten
Kann man so recht den Bund nicht flechten.
Schon Solon wusst davon ein wenig,
Und sagte einst dem Lydier-König:
Um für des Menschen Glück zu stehen,
Muss man zuerst das Ende sehen.
Zur Sache denn: Gefüllt mit Nass
Stand auf dem Stein das Dintenfass.
Es heisst wohl Tuschnapf eigentlich,
Doch wollt' das Ding nicht reimen sich;
Und Fass und Nass, das sieht ein Jeder,
Fliesst schon viel leichter aus der Feder.
Es war in jenen heissen Tagen,
Wo uns so sehr die Fliegen plagen.
Und eine, aus dem muntern Schwarm
Fiel plötzlich, dass sich Gott erbarm',
In diese zähe, schwarze Pfütze.
Doch hatte sie noch so viel Grütze,
Dass sie dem Sumpfe sich entwand
Und mühsam klettert auf den Rand.
Und um sich weiter fort zu bringen
Versucht sie es mit ihren Schwingen.
Allein die Tusch, die beste, feine,
Obschon vortrefflich für die Steine,
Kann man wohl in der Feder führen,
Jedoch, zum Fliegenflügel-Schmieren
Ist sie doch fast zu zäh und dick;
Drum hatt' auch unsere Flieg' kein Glück,
Als sie die Probe davon nahm,
Und dabei in die Dinte kam.

Denn statt zu fliegen, fiel sie auch.
Mit ihrem schwarz lackirten Bauch,
Wer hätte je gedacht daran,
Auf unsern schönen, fertigen Plan.
Hier ackert sie nun kreuz und quer,
Mit nassen Flügeln hin und her.
Und trifft dabei, mit seltnem Glück,
Von allen Stellen, grad' das Stück.
Woran die meiste Arbeit war.
Das ist das Schicksal, das ist klar;
Denn dass die Fliege so ihm grollt,
Und ihm den Plan verderben wollt'
Zum Zeitvertreib, das glaub' ich nicht,
So sehr der Schein auch dafür spricht.
Ihr wisst doch wie es Fliegen treiben
Wenn sie sich Füss' und Waden reiben.
So sucht sie jetzt mit kräft'gem Ringen
Das Zeug vom Leibe sich zu bringen.
Allein es geht nicht, und mit Beben,
Fühlt sie es immer fester kleben.
Da fasst die ganze Energie,
Zusammen nun das kleine Vieh,
Und läuft und zappelt wie verrückt,
Und dreht die Glieder so verzwickt,
Dass jeder unter euch würd' sagen:
Sie hat den Teufel in dem Magen,
Hätt' er sie hier gesehen im Trab,
Den Stein beschmierend, auf und ab. –
Wie Attila einst sengend fuhr,
Und die verkohlte, schwarze Spur
Sich zeigt in abgebrannten Städten,
So brachte hier, in ihren Nöthen,
Das arme, arme Fliegelein,
Verderben auf den schönen Stein.
Und über Kirche, Markt und Strass',
Mit Angst und Hast eilt sie fürbass,

Die Wupper selbst, mit ihrem Lauf,
Hielt nicht den kleinen Wandrer auf,
Sie wurd' darin nicht halb so nass,
Als im verwünschten Dintenfass.–
Doch jedes Ding hat auch sein End;
Von allen Kräften die man kennt,
Ist doch der Fliegen Kraft, per se,
Noch kein Perpetuum mobile.
Und wie sie wandert auf und nieder,
Ermüden endlich ihre Glieder.
Sie wankt, sie stockt, und wieder rafft
Sich auf sie, doch alsbald erschlafft,
Und bis in tiefstem Mark erschüttert
Sinkt todesmüd' sie hin und zittert.–
Oh! wer kann folgen hier der Spur,
Der armen, kleinen Kreatur,
Und wem erweicht es nicht das Herz,
Wenn hier, im grossen, herben Schmerz,
Die Aermste mit dem Tode ringt;
Dieweil aus ihrem Herzen dringt
Kein Laut, kein dumpfer Jammerschrein,
Ob ihrer Noth, ob ihrer Pein.
Die zarten Flügel, wie gewebt
Von Sonnenstrahlen, sind verklebt.
Ihr Auge bricht, das reine, klare,
Das tausendfache, wunderbare;
Wie sie hier lebt den letzten Tag,
So schlägt ihr Herz den letzten Schlag.
Und mit ihr starb, was ihr so theuer,
Das Tausend ungelegter Eier.
Der Stolz von schönen, künft'gen Tagen,
Den sie am Herzen warm getragen.
Oh! warum fehlet mir die Kraft,
Die ein dramatisch Bild erschafft

Und zeigt wie des Geschickes Wuth
Ein Held bekämpft mit hohem Muth,
Denn, wie sie hier den Stein bereist,
Mit flücht'gem Fuss die Stadt umkreist,
Von ihrem Leiden, ihrem Ringen,
Liess sich ein ganzes Epos singen;
Und aus dem Kampf und ihrem Weh
Webt ich 'ne zweite Odyssee.
Doch hier das Ziel von ihrer Reise,
Sie starb nach armer Fliegen Weise,
Am Terminus der schwarzen Schlacken
Sass sie entseelt, und — festgebacken.



Ih wisst, wie vor der Priamsfeste,
Von Griechenhelden, einst der Beste,
Der göttliche Achill', erschrickt,
Als er Patroclus' Leich' erblickt.
Und wie darauf, von Grimm erfüllt,
Der göttergleiche Kamm ihm schwillt;
Wie er die Feinde niedermäht,
Und Hector'n an den Kragen geht.
Und wisst ihr wie die Löwin schnaubt,
Wenn man die Jungen ihr geraubt,
Und wie im Schild Pallas Athene
Den Schrecken führt; von der Gorgone
Das Schlangenhaupt erstarrt zu Stein
Der Feinde Herzen und Gebein.
Und wenn ihr sonst noch etwas wisst
Das ihr in diesem Vortrag misst,
Von Bildern, die Entsetzen bringen,
So recht durch Mark und Beine dringen:
So malt sie aus, und haltet sie,
Als Vorspiel, in der Fantasie;
Denn selbst Medusens grauser Kopf
Fand Concurrenz jetzt in dem Schöpf,
Von unserm guten, biedern, braven,
Schwer heimgesuchten Lithographen.
Denn, als er die Verwüstung sieht,
Da stockt der Athem ihm, es flieht
Das Blut aus seinen fahlen Wangen,
Die Winkel seines Mundes hangen
Herab, wie schwere Mantelsäck',
Die Beine wurzeln auf dem Fleck.

Es öffnen weit sich, wie Gemächer,
Die ungeheuren Nasenlöcher;
Und wo sonst seine Locken wehen,
Sieht man das Haar wie Binsen stehen.
Die Adern schwellen an und streizen,
In seinem dicken Kopf, es glotzen
Entsetzt die Augen starr und wild
Auf seines Steines Jammerbild.
Des Argwohns Teufel fasst ihn dann
Mit seinem langen, gelben Zahn;
Der Furien schnödes, wildes Pack,
Verhöhnen ihn mit neuem Frack.
Durch seine Seele sägt das Chor
Mit einem langen Weichselrohr.
So steht geplagt der arme Mann,
Aus seiner Brust presst sich alsdann
Ein Schmerzensschrei, es ist zu viel,
Er brüllt und stöhnt "Oh Donnerkiel"
Woran man merkt, dass unser Held
Gebürtig war aus Elberfeld.)
Wie also es vorhin gesagt,
Hat ihn der Argwohn schier geplagt,
Er steckt gefangen in dem Wahn
Aus Bosheit habe es gethan
Ein räudiger, infamer Wicht,
Der nicht verdient des Tages Licht,
Und ihm, aus Neid auf seine Kunst,
Die schöne Arbeit hat verhunzt.
Oh! könnt er packen diesen Schuft,
Wie hätt er ihn gewürgt, gepufft,
Zu brechen Hals ihm und Genick,
Erschien ihm jetzt das höchste Glück..
Sein Fluchen zieht, sein wilder Schrei,
Die ganze Sippschaft jetzt herbei.
Die edle Gattin eilt voran
Mit schwerem Tritt, es folget dann

Der Kinder blondgelockte Schaar,
(Der Vater er von allen war,)
Das Stubenmädchen, mit dem Besen,
Ist auch mit in dem Zug gewesen.
Es kommt jetzt in papiernen Kappen,
Die man gedreht aus alten Mappen,
Das Heer der guten, alten Schlucker,
Der festgebauten, derben Drucker.
Und auch die Nachbarn kommen dann
Und sehen sich den Jammer an.
Als sie gehört was hier geschehen
Und ihre Augen selbst gesehen,
Den harten Schlag, das herbe Loos,
Geht der Krawall von Neuem los.—
Der Held schaut ernst, und dünkt sich schier
Im Gram, ein zweiter König Lear.
Er sieht sein Weib, das zarte Reh,
Gedrückt von seinem schweren Weh,
Und in den Augen seiner Rangen
Sieht er bereits die Tropfen hangen.
Da löst es sich und es erweicht
Das starre Herz, dem Aug' entschleicht
Verstohlen sich, es rinnt die schwere,
Zurückgehalt'ne herbe Zähre,
Erreicht die Nasenspitze schon,
Darauf beginnt der Unglückssohn:
„Oh, Weib! wohl fühle ich den Schlag,
Dem meine Mannheit fast erlag;
Doch hätt' es nicht so viel gemacht,
Hätt' ich nicht so an dich gedacht.
Ja, traute Gattin, mit dem Geld
Hätt' ich verblüfft ganz Elberfeld,
Dich schmerzt es, weiss ich, unser Haus
Sieht nicht von vorn zum Besten aus;
Drum sollte, was daran verblichen
Mit Farben werden neu bestrichen.

Dazu, mein Kind, nahm ich mir vor,
Zu kaufen für dein niedlich Ohr
Ein Prachtgeschmeid, und dacht' im Sinn,
Dass selbst die Bürgermeisterin
Sich ärgern soll, wenn sie erblickt,
Wie ich die Ohren dir geschmückt.
So ein Paar Thaler, dacht' ich dann,
Nähmst du doch wohl von deinem Mann
Gern als Geschenk für kleine Sachen,
Die dir besonders Freude machen.
Und Alles staunt, wie hier im Schmerz
Verkläret sich sein schönes Herz.

Da plötzlich kommt heran gesprungen
Der jünste seiner blonden Jungen,
"Ich weiss," ruft er, "wer es gethan,
Und dir verderben deinen Plan."
"Was! wer? sag an, wo ist der Hund?"
Ruft plötzlich jetzt aus hohlem Schlund
Der Held gereizt, ich muss ihn sehen,
Und will ihm gleich den Hals umdrehen.
Doch als der Feind gefunden war,
Da überkam's ihm sonderbar,
Gleich einem Kindlein in der Wiege,
Ruht hier die festgebackene Fliege.
Des Aergers Stachel kratzt und sticht,
Er macht ein gräulich Schafsgesicht,
So tief er in der Seel' entrüstet,
Für den da war er nicht gerüstet.

Doch Hindernisse immer stählen
Den Muth von grossen Heldenseelen.
Er packt und wirft jetzt, ohne Müh,
Zur Erde das verruchte Vieh,
Und sein gewaltiger Fuss bedeckt
Im Zorn zermalmend das Insect.

Der Mann, die Fliege längst sind todt;
Doch ziehen wir aus ihrer Noth
Und traurigem Geschick zumal
Die gute Lehre und Moral:
Und trifft es sich, dass in der Welt,
Ihr macht den Plan von Elberfeld,
Und stellt den Tuschnapf oben auf,
So thut auch hübsch den Deckel drauf.



Tom O'Flannigan's Funeral.



I knew him well, his name was Jim;
He was not bulky, rather slim
Was Jim, and somewhat on his shins
Too sharp, and shaky on his pins.
He worked for Tom O'Flannigan,
A carter, and as good a man,
As ever took a drop of whiskey,
Of humor brimful, bright and frisky.
In summer heat, through winter's frost,
You might have found him at his post,
The grocer's corner, and of course,
Always with Jim, his faithful horse.
They toiled through life, a jolly team,
Like brothers almost, it would seem;
No unkind word did ever slip,
From Tom to Jim, nor did his whip
Indulge in blows, which, sharp and bitter,
Would hurt his patient, faithful "critter."
At last Tom died, and at his bier,
Fell many a crony's silent tear.
The man though, with that dismal box,
The undertaker, mister Cox,
In cash he wanted to be paid,
Before he'd screw him down, he said.
"Why, man! you see, I'm sure, they'll bring
The cash next week." "That sort o' thing
Won't do! no money? well, good bye!"
He took his box and walked away.
Fie! shame on you! let it stand!
And in one hour or less, we'll hand
The cash to you.—We raffle for Jim,
And get your money out of him.
A Quarter a chance.— now boys, be smart!
Away with ye! be off and start!

No one, I'm certain, who is blessed
With kindly heart beneath his vest,
Is there, who will not take at once
For old Tom's sake, on Jim a chance.
And hard they worked! they ran and walked,
They knocked at every door and talked,
They sold in streets and lanes with speed
Their chances on the glorious Steed;
An hour or less, old flinty Cox
Was gone and paid his fun'ral box.

The funeral over, raffling began.
Who is the lucky dog, the man
That gets old Jimmy? — Forty eight
Has drawn the price, old Tom's estate.
Behold your steed! and take, my lad,
Possession of your own, old Pat!
Take Tom's old racer? thank ye, no!
For me the critter is too slow,
But any one, who'll stand a treat
With something handsome, strong and sweet
He'll have him, and my blessing too,
If he be kind to him and true.
And so it strangely came to pass,
Jim paid for coffin and a glass
To all the sorrowing friends, you see,
In honor of Tom's memory.
Ah Jim! wherever thou art now,
The shadow will no bigger grow
Of that appendage, short and frail,
That woeful thing they call thy tail.
May be thy Lord as true a man,
As good defunct O'Flannigan,
Whose kindness was refunded him
By raffling out his faithful Jim,
And drinks to all his friends, you see,
In honor of his memory.

And Tom, our jolly, reckless Tom!
No saint was he; for he had some
Weak points, you know, but, sure, in heaven
A spree or two will be forgiven.
For kind forbearance shown by him
To humbly plodding ancient Jim;
For pleading there for him will be
That gentle trait of charity.

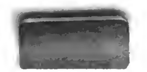
Am offenen Fenster



Durch's off'ne Fenster
schau' ich gerne
Des Abends auf zur
lichten Ferne.
Zur Seite steht mir
dann vom Rhein,
Das wohlgefüllte
Glas mit Wein,
Und denkend längst
vergang'ner Dinge,
Blas' rauchend ich die
schönsten Ringe.

Des Rauches Ring
zerfliesst bald,
Und Wein im Glase
wird nicht alt,
Der Raucher selbst
geht auch gemach
Dem Wein und jenen
Ringen nach.
Es sitzen dann bei
Mondeshelle,
Wohl Andre hier an
seiner Stelle,
Auch sie lässt bald der
Strom der Zeit
Zurück in der
Vergangenheit;
Doch werden dort in
dunklen Höhen
Unwandelbar die
Sterne stehen.


COLUMBIA UNIVERSITY
0035531789




COLUMBIA UNIVERSITY
0035531789




COLUMBIA UNIVERSITY
0035531789

